

31. Jhg. JULI 2021 Nr.7 (392)

MASURISCHE STORCHENPOST



Masuren im Sommer

Einladung zum Orgelkonzert

mit Prof. Dr. Neithard Bethke

Kirchenmusikprofessor, Organist, Dirigent und Komponist
aus Deutschland



begleitet von der Solosängerin Anja Uhlemann

in der ev. Kirche in Warpuny/ Warpuhnen

14. August 2021

um 16.00 Uhr



Kerstin Harms
Vorsitzende
Verein Freunde Masurens

E I N L A D U N G

**Die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde in Sorkwity
und der Verein Freunde Masurens e. V.**

**geben sich die Ehre,
Sie zu einem Vortrag mit den Referenten
Dr. Pawel Golak, Klaus Scherer und Klaus Zimmermann
vom Verein „We are Europe!“ -
Auf dem Weg zu einer europäischen Zivilgesellschaft
einzuladen.**

Das Projekt findet unter der Schirmherrschaft von der Landrätin
von Mrągowo Frau Barbara Kuźmicka-Rogala statt.

**Der Vortrag findet am Freitag, dem 13.08.2021 um 17.00 Uhr
in der ev. Kirche in Sorkwity statt.**

Anschließend laden wir Sie zu einem kleinen Imbiss und einem
Glas Sekt in das Jugendzentrum ein, um mit den Referenten ins
Gespräch zu kommen.

Ks. Krzysztof Mutschmann
Pastor in Sorkwity

Kerstin Harms
Vorsitzende
Freunde Masurens e. V.

Stolpmünde/Ustka:

Jugendliche aus Oberschlesien unterstützen Restaurierung vor dem Vergessen bewahren

Seit drei Jahren organisiert der Verband deutscher Gesellschaften im Sommer eine Fahrt in den Norden, und zwar in die Gemeinde Stolpmünde.

Die jungen Teilnehmer aus Oberschlesien machen dort aber nicht einfach Urlaub, sondern sie helfen, die deutsche Geschichte der dortigen Region vor dem Vergessen zu bewahren.

In diesem Jahr stehen ein vergessenes Dorf und ein alter evangelischer Friedhof im Mittelpunkt der Arbeiten. Das Dorf heißt Salesker Strand (Zalesin) und existiert heute nicht mehr.

Einer Legende nach sollen Anfang des 17. Jahrhunderts vier Schweden das Dorf gegründet haben, das später von pommerschen Deutschen bewohnt wurde. Deren Nachfahren mussten ihre Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg verlassen und so wurde das Dorf, in dem dann kurze Zeit noch Ordensfrauen ein Kinderheim betrieben haben, aufgegeben. Die Umgebung, in deren Nähe sich schon seit Jahren ein Truppenübungsplatz befand, wurde ausschließlich vom polnischen Militär genutzt.

Ein Dorf, das nicht mehr existiert.

Heute zeugen nur noch wenige Fundamente der Häuser und eben der alte evangelische Friedhof von der Existenz von Salesker Strand. Auch wenn der Friedhof bereits vor Jahren von lo-

kalen Hobbyhistorikern und den Mitgliedern des Stolpmünder Historischen Vereins „Adler“ (poln. Usteckie Stowarzyszenie Miłośników Historii „Orzeł“) wieder sichtbar gemacht wurde, gibt es bis heute noch unentdeckte Teile.

„Wir haben an diesem Friedhof einige Aufräumarbeiten gemacht, vor allem aber die Umgebung, also das eigentliche Dorf, erkundet. Die Jugendlichen bekamen Metalldetektoren und machten sich auf die Suche nach Überbleibseln der früheren Dombewohner. Sie haben u. a. Münzen gefunden: eine Ein-Pfennig-Münze aus dem Jahr 1900 und eine Zehn-Pfennig-Münze datiert auf 1915. Es war eine Suche im Gestrüpp zwischen herausragenden Fundamententeilen, die aber den Jugendlichen sichtlich Spaß bereitet hat“, sagt Beata Sordon, Koordinatorin des Projektes seitens des VdG.

Evangelische Ruhestätte

Auf der anderen Seite der Gemeinde Stolpmünde liegt das Dorf Strickershagen (Przewłoka). An der Ausfallstraße Richtung Wintershagen (Grabno) befindet sich der alte evangelische Friedhof.

Seit 2018 kümmert sich der Geschichtsverein „Adler“ auch um diese Nekropole und die 16 Jugendlichen aus Oberschlesien helfen in diesem Jahr dort aus.

„Wir befreien das Gelände des Friedhofs von Gras und Gestrüpp, um erstmal alles übersehen zu können, was die Mitglieder des Vereins „Adler“ noch nicht freilegen konnten. Und dann machen wir uns an Aufräumarbeiten und auf die Suche nach Grabteilen, um diese nach Möglichkeit wieder sichtbar zu machen. Auch hier

sind Metalldetektoren unsere wichtigsten Helfer“, berichtet Beata Sordon.

Aber nicht nur Arbeit steht auf dem Programm, denn die Jugendlichen sollen auch Freizeit am Meer genießen können, bevor es am Freitag (nach unserem Redaktionsschluss) wieder nach Hause geht.

In der kommenden Ausgabe sprechen wir dann mit einigen Teilnehmern der Reise über ihre Eindrücke.

Rudolf Urban
(Wochenblatt, 9. – 15. Juli 2021)



Der alte evangelische Friedhof in Strickershagen (Przewłoka).

<https://ustka.naszemiasto.pl/>

„Gudnick im historischen Barten“

Von Maria Grygo

„Gudnick bewohnten einst sowohl Protestanten als auch Katholiken, Deutsche und Polen. Menschen, für die das Wichtigste ihre eigene heimatliche Region mit ihrer bekannten, wie auch mit vielen unbekannten Geschichten war. Das ist auch heute nicht anders. Die Bedeutung des Dorfs ist in nichts geringer geworden für seine jetzige Bewohner: für die Siedler, die aus verschiedenen Regionen in diese Region gekommen sind, nicht selten gegen ihren eigenen Willen, sowie die neuen Generationen, die hier geboren wurden. Gudnick war, ist und wird für sie etwas Wesentliches sein – vielleicht sogar das mythische Herz der Welt“.

(S. Kuprjaniuk, Gudnick)

Gudnick, 13. April 2021

Mein erster Besuch in Gudnick.

Gudnick ist ein kleines Dorf aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Gemeinde Korschen, das in sich einige historische Geheimnisse verbirgt. Im Dorf befindet sich eine aus Ziegeln und Feldsteinen gemauerte Kirche aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die 1731 umgebaut wurde; damals wurde ein niedriger hölzerner Turm angefügt. Im Inneren der Kirche befindet sich die Grabplatte eines schwedischen Arztes mit der Aufschrift „Im Jahr des Herrn 1647 im April starb in Gott im Alter von 43 Jahren und wurde begraben der ehrenwerte Herr Johann Bernhard Varnhagen, der frühere Leibarzt Ihrer Königlichen Ho-

heit von Schweden Christina, der Frau von Gustav II. Adolf“. Auf der rechten Seite der Kirche sieht man ein aus Granit ausgeführtes Denkmal in Gestalt eines Quaders, das siebzehn im Ersten Weltkrieg gefallenen Einwohnern gewidmet ist.

Wenn wir Gudnick verlassen und in Richtung Rößel fahren, kommen wir an einem Friedhof auf der linken Seite vorbei, auf dem sich die Gegenwart mit der Vergangenheit, mit der Geschichte dieser Gegend, verflucht. Auf einer kleinen Anhöhe leuchtet hell eine barocke Kapelle, und um sie herum zieht sich der Friedhof hin. In der Kapelle ruhen die Vertreter der Familie von der Groeben aus Langheim. Außer vier von Blech eingefassten eichenen Särgen befand sich in der Kapelle auch ein Wappen und Lorbeerkränze. Die Säрге wurden in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zerstört, und die damalige Führung befahl, die sterblichen Überreste zur linken Seite der Kapelle zu begraben. In der südwestlichen Ecke des Friedhofs befindet sich das gusseiserne Kreuz der zwei jüngsten Mitglieder der Familie von der Groeben – Friedrich und Matthias. Auf dem Friedhof wurde auch der große königliche Straßenbauer Friedrich Mulnier bestattet. Er baute die gepflasterte Straße Königsberg-Lyck über Bartenstein, Rastenburg und Lötzen. Sie wurde in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von Königsberg aus gebaut und in Etappen bis zu den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts für die Nutzung freigegeben. Auf der Rückseite des eisernen Kreuzes ist zu lesen: „Wer so fromm, so gut gewesen,/konnte nur bei Gott genesen./ Wie hochbeseligt sind die Reinen/ Das ist der Trost für alle Seinen.“

Gudnick, 4. Juni 2021

Rückkehr ins Dorf Gudnick

Heute sind wir wieder in den Ort Gudnick zurückgekehrt, diesmal auf Einladung des Schultheiß des Dorfes Eugeniusz Kowaluk, der bemerkt hatte, dass in unserem letzten Bericht vom 13. April 2021 Bilder aus dem Inneren der Kirche fehlten. Wir nahmen die Einladung an, bewunderten heute das Innere der Kirche, und wollten unsere Eindrücke gerne auch mit Ihnen teilen.

Es sei daran erinnert, dass die Kirche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurde, die erste Erwähnung der Kirche stammt aus dem Jahr 1483. Der östliche Teil der Kirche ist jünger als der westliche und stammt aus dem 15. Jahrhundert. In den Jahren 1731-1733 wurde die Kirche von Grund auf restauriert und anschließend in den Jahren 1855, 1905 und 1924.

Im Inneren der Kirche ziehen zwei Altäre die Aufmerksamkeit auf sich. Der erste davon ist früher Barock aus dem Jahr 1626 und steht an der Ostwand der Kirche. Der Altar ist zweigeschossig (etwa vier Meter) und vollständig aus geschnitztem und polychromiertem Holz ausgeführt. Die Bekrönung des Altars ist eine Figur des auferstandenen Christus, im zweiten Geschoss des Hauptaltars ist ein Bild des Gekreuzigten zu sehen, während sich ein Bild von Jesus im Garten am Ölberg im zentralen Feld des Hauptaltars befindet. Auf der Rückseite dieses Bildes ist folgende Inschrift zu lesen: „Geschenk des Evangelischen Kunstvereins in Berlin an die Kirche zu Gudnick, 1883.“ Den unteren Teil des Altars bildet eine Predelle mit einer geschnitzten Dekoration, die die geflügel-

ten Köpfe von Putten darstellt. Zwischen den Sockeln wurde auf dunklem Hintergrund eine Szene des Letzten Abendmahls gezeigt.

Der zweite Altar befindet sich an der Stelle, wo einst die Kanzel aufgestellt war. Es ist ein Seitenaltar, der auch Schönstatt-Altar genannt wird. Er war der Dreifach Wundersamen Muttergottes geweiht und ist eine moderne Erwerbung der Kirche. Die Genese des Altars muss man im Ort Schönstatt suchen, wo die Wiege der Internationalen Schönstatt-Bewegung ist. Ähnliche Altäre gibt es 200 auf der Welt. Auf dem Altar befindet sich eine Kopie des Bildes der Dreifach Wundersamen Muttergottes aus dem Jahr 1894. Der Altar kam nach Gudnick in den 60er Jahren aus dem Ort Klawnsdorf.

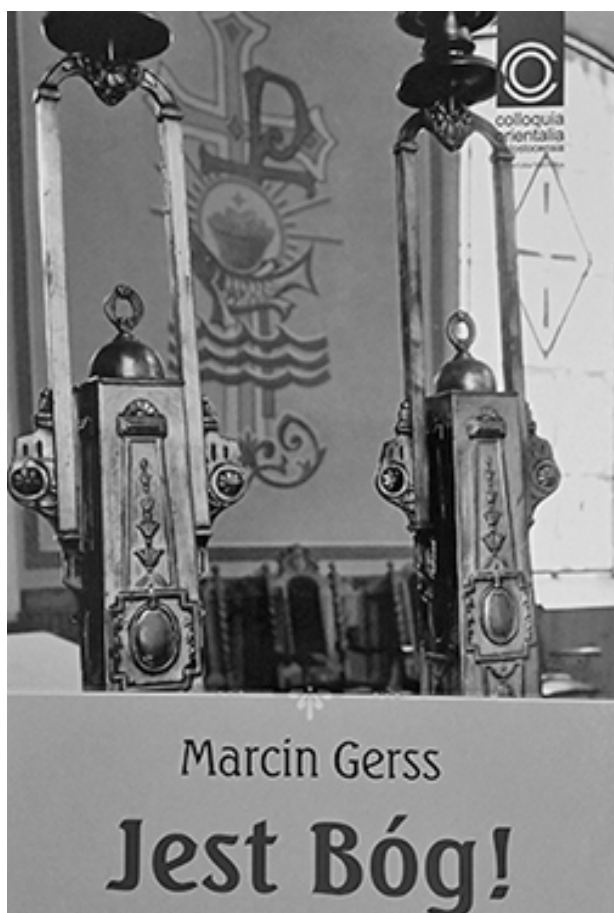
Die älteste Antiquität der Kirche ist ein granitener Taufstein aus dem 14. Jahrhundert. Das interessanteste Denkmal der sepulkralen Kunst ist dagegen die Grabplatte aus rotem Marmor des schwedischen Arztes Johann Bernhard Varnhagen. Die Tafel aus dem Jahr 1647 befindet sich auf der Südseite der Kirche.

Nach dem Eintritt in die Kirche wandert der Blick nach oben, die Fläche zwischen den Balken wie auch die Seitenränder der Dachsparren wurden mit ornamentaler Malerei im Stil des Volksbarock bedeckt, ausgeführt im Jahr 1744 von Johann Jerusalem von Friedland. Die Polychromie der Decke stellt Motive von Muscheln, Pokalen und Laub dar. Im zentralen Teil sieht man einen Engel.

In einem der Fenster der Nordwand kann man eine Replik der Vitrage des Auferstandenen Christus aus dem Jahr 1586 sehen. Es lohnt sich, noch den hölzernen Glockenturm anzuschauen, in dem

sich eine Glocke aus dem Jahr 1805 befindet. Aufmerksamkeit verdienen die Eingangstür zur südlichen Vorhalle, die prachtvoll geschmiedeten Scharniere und Klinken. Es ist sogar der Originalschlüssel zur Kirche erhalten.

Wenn Sie mehr über die Kirche erfahren wollen, lohnt sich ein Blick in das Buch über das Dorf Gudnick, das sich in der Kirche befindet: Stanisław Kuprjaniuk „Gudniki“. Sie können auch persönlich diesen ungewöhnlich interessanten Ort besichtigen. Die Kirche ist offen für Besucher. Falls sie geschlossen ist, kann man den Schultheiß fragen, der der Kirche gegenüber wohnt und Ihnen gerne öffnet und über die Kirche erzählt. Wir laden ein!



Das Buch konnte dank einer Zusammenarbeit der Universitäten in Białystok und Allenstein in der wissenschaftlichen Serie „Colloquiaorientaliabialostocensia“ erschienen. Sein eigentlicher Herausgeber ist Prof. Zbigniew Chojnowski, der die Originalfassung des in den Ausgaben 32-52 der polnischsprachigen Zeitung „Gazeta Lecka“ abgedruckten Romans „Jest Bóg!“ mit viel Sorgfalt neu bearbeitet hatte.

Foto; Grzegorz Supady

Zbigniew Chojnowskis literaturkritische Ausgabe von Marcin Gerss` Roman „Jest Bóg!“ (Es gibt Gott)

von Grzegorz Supady

Alle Freunde Masurens können sich schon über eine wissenschaftlich gut fundierte Ausgabe des Romans von Marcin Gerss (Giersz, Gerß, Gierß, Gers, Giers, 1808-1898) freuen. Das Buch konnte dank einer Zusammenarbeit der Universitäten in Białystok und Allenstein in der wissenschaftlichen Serie „Colloquiaorientaliabialostocensia“ erscheinen. Sein eigentlicher Herausgeber ist Prof. Zbigniew Chojnowski, der die Originalfassung des in den Ausgaben 32-52 der polnischsprachigen Zeitung „Gazeta Lecka“ abgedruckten Romans „Jest Bóg!“ mit viel Sorgfalt neu bearbeitet hatte.

Der Wissenschaftler setzte sich zum Ziel, den in masurischer Mundart geschriebenen, in Frakturschrift abgedruckten Wortlaut des Romans von Gerss zu modernisieren und mit entsprechenden Fußnoten zu versehen, um der zeitgenössischen Leserschaft das Verständnis zu erleichtern oder es gar zu ermöglichen. Doch es war nicht das einzige Verdienst von Chojnowski, denn diesem Prosa-Werk stellte er eine ausführliche Einführung voran. Sie enthält zwei Kapitel: „*Marcin Gerss als masurischer Schriftsteller*“ und „*Lokale und universelle Motive im ersten masurischen Roman*“. Diesem Buchteil sind die Grunddaten aus dem Leben und Schaffen von Marcin Gerss, einem Lehrer, Herausgeber, Übersetzer und Journalisten, zu entnehmen.

In seiner Einleitung formulierte Chojnowski das Hauptthema des

Romans: „Das Wesentlichste in der Erzählung ‚Jest Bóg!‘ kreist nicht rund um belanglose Fragen, sondern um die Grundfrage, d.h. den Glauben an Gott. Gerss steckt im Bewusstsein seiner Leser Grenzen ab, deren Überschreitung auf die härteste aller Strafen seitens der göttlichen Vorsehung stoßen muss. Eingeschränkt zugelassen wurde vom Verfasser die Möglichkeit, nicht gläubig zu sein und sogar den Atheismus zu verbreiten. In so einem Fall kam es auf eine Beweisführung dessen an, dass die Annahme einer solchen Weltanschauung erbarmungsloser Verurteilung und Bestrafung unterliege. Die Behauptung von der Nichtexistenz Gottes sei ein Vorstoß gegen Menschlichkeit, das Wohl eines jeden Menschen und einer Gemeinschaft“ (S. 48-49).

Außer dem Hauptteil, d.h. dem eigentlichen Romantext von Gerss, befindet sich in der vollständigen Neuausgabe von „JestBóg!“ ein mehr als ein Dutzend Abbildungen enthaltender Anhang, der einen ausgezeichneten Einblick in das Sujet des Buches verschaffen kann. All das geschieht nach dem altbewährten Motto: „Einmal sehen ist besser als hundertmalhören“.

Dank diesen Abbildungen lässt sich *quasi* im Zeitraffer die in dem Roman erzählte *Story* noch bequemer verfolgen.

Einen ersten Eindruck macht schon das auf dem Umschlag angebrachte Foto, das die historischen Kerzenleuchter in der Kirche in Milken zeigt. Im Anhang erscheint dann eine Abbildung mit einem Schloss in Lötzen, in dem ein über den ganzen Kreis regierender Hauptmann saß. Auf der nächsten Seite sind das Kirchengebäude und der aus dem Jahr 1688 stammende Hauptaltar zu sehen. Auch die anderen Details der Innenausstattung in derselben Kirche fehlen nicht: die einzelnen Aufnahmen zeigen ferner die Kanzel mit

den vielbedeutenden Buchstaben A und Ω und das Glasfenster mit dem Heiligen Georg, der gewohnheitsmäßig mit dem Drachentöten beschäftigt ist.

Solche Kirchenmalereien wirkten früher wie eine Art *Biblia pauperum*, d.h. die Gläubigen verstanden etwa den Drachen als Sinnbild des bösen Teufels, den man durch sein frommes Verhalten bezwingen soll. Ein anderes Glasfenster enthält z.B. eine Darstellung der Tafeln mit den Zehn Geboten. Auch diesem Foto fügte Chojnowski ein passendes Zitat aus dem Roman bei. Diesmal handelte es sich um einen Gegenpol zur Gestalt des Hauptprotagonisten Wojtek Lichotka, der Rogalski hieß und aus dem benachbarten Dorf Klein Konopken stammte. Dieser Mensch wurde von Marcin Gerss als ein echter Bösewicht kreiert, der es sogar wagte, die Existenz Gottes anzuzweifeln, wo durch er schnell auf die schiefe Bahn geriet. Rogalski, dessen Nachname eine eindeutige Anspielung auf den gehörnten Deibel ist (*rogi* heißt im Polnischen *Hörner*), versuchte mephistophelisch, Lichotka zu manch einer schändlichen und gottlosen Tat zu verleiten. Rogalski selbst war sogar ins Gotteshaus eingebrochen mit der Absicht, die silbernen Kerzenleuchter, eine großzügige Gabe der Gemeindemitglieder an ihren Pfarrer, zu stehlen. Zum Glück verhinderte ihn darin der wachsame Pfarrer Prostka, der den einbrechenden Rogalski mit den Worten ermahnte: „Mensch! Was machst du? Gott wird alle bestrafen, die Seine Gebote verletzen“ (S. 148).

Zwei ältere Schwarzweißaufnahmen präsentieren die durch dicht bepflanzte Obstgärten umgebene Nähe der Kirche in Milken. Gerss erläuterte diesen Umstand dadurch, dass es ein nachhaltiges Ergebnis einer alten Verordnung des Großen Kurfürsten war. Laut

dieser Anweisung musste jeder heiratsfähige Jüngling mindestens 20 neue Obstbäume gepflanzt und gepflegt haben, um erst ein Anrecht darauf zu erlangen, überhaupt Ehe schließen zu können!

Unter den Abbildungen gibt es auch zwei Landkarten: eine aus „deutscher Zeit“ und eine moderne Satelliten Aufnahme. Die beiden zeigen die Umgebung von Milken. Auf der neueren ist der Weg zwischen Milken und Talken markiert, den Lichotka auf seinem Fußmarsch durch die Umgebung zurückgelegt hatte. Die nächsten sollen die unübertroffene Schönheit der masurischen Landschaft beweisen: den Ublicksee, „wo die Frösche quakten“ und all die anderen Seen und Naturwunder, für die sich Lichotka so sehr begeisterte. Lichotka begegnete auf seiner Wanderung einigen in jener Zeit für Masuren typischen Tierarten, wie etwa Bären, Wisenten, Auerochsen und Luchsen. All die erzählerischen Mittel sollten die geheimnisvolle Atmosphäre der masurischen Landschaft untermalen, wo oft das Recht des Dschungels herrschen würde. Dies veranschaulichte beispielweise Lichotkas Beobachtung eines auf eine Hirschkuh jagenden Luchses.

Naturkatastrophen kommen bekanntlich seit eh und je vor. Deswegen durfte auch in Gerss' Erzählung die Schilderung eines durch heftigen Sturm zerstörten Baumbestandes nicht ausgelassen werden. Auf diesen traurigen Zustand läuft eine zeitgenössische Aufnahme von Chojnowski hinaus, auf der wahrscheinlich die Verwüstungen in der Johannisburger Heide nach dem Orkan des Jahres 2002 festgehalten worden waren. Außerdem kann man auf einem der Fotos eine wuchernde Staude von Hopfen betrachten, einer Nutzpflanze, die einst in der Gegend angebaut wurde und samt Getreide und Geflügel an die Schlossherren in Lötzen bzw. in

Rhein abgeliefert werden musste.

Gerss' Erzählung, die manch einen Zug eines klassischen Bildungsromans trägt, wurde im Jahr 1668 angesiedelt, also in einem Jahrhundert, während dessen Masuren (neben anderen Teilen des Herzogtums Preußen) durch Angriffe von außen heimgesucht wurde. Besonders hart setzen der masurischen Bevölkerung die berühmten Tatareneinfälle zu, die mitunter zu totaler Verwüstung und Entvölkerung geführt hatten. Aber auch an die durch polnische Truppen angestellten Freveltaten, die übrigens von dem polnischen Schriftsteller Sienkiewicz in dem zu Lebzeiten von Gerss herausgebrachten (1886) Roman „Sintflut“ so wirklichkeitsnah geschildert worden waren, erinnerte Gerss in seinem Buch. Dies begründete Chojnowski so: „Er versuchte ein historisches Bewusstsein der masurischen Bevölkerung zu erschaffen, das den Tatsachen entsprach. Nicht immer sprechen sie zugunsten der polnischen Nation oder des polnischen Staates“ (S. 36).

Chojnowski unterstrich anschließend noch einmal jene wichtige Tatsache: Gerss sei einerseits ein loyaler Bürger des preußischen Staates gewesen, andererseits habe er sich für die masurische Minderheit, eine Volksgruppe mit polnischen Wurzeln, eingesetzt. Deswegen verbreitete er in seinen Veröffentlichungen die in polnische Literatur. Besondere Wertschätzung genossen bei ihm solche Klassiker wie Jan Kochanowski, Adam Mickiewicz, Ignacy Kraśnicki und Franciszek Karpiński. Nichtsdestoweniger neigte Gerss dazu, in der masurischen Ethnie eher Nachkommen altpreußischer als polnischer Bevölkerung zu sehen.

Wie gesagt, Gerss' Märchen ähnliche Dichtung hatte einen Erbauungscharakter. Daher wurde sie mit einem Happyend gekrönt: Lichotka, der einen moralischen Wandel erfahren hatte,

konnte schließlich Judyta Purwin heiraten. Sie war eine Tochter von armen aber frommen Leuten, den so genannten Kättern, d.h. besitzlosen Bauern, aus Milken. Von Anfang an glaubte sie fest an die gute Seite in Wojteks Charakter und unterstützte ihn bei seiner inneren Bekehrung. Die glücklichen Eheleute kauften bald ein schönes Grundstück in Graywenin der Nähe Lötzens und lebten dort in „Liebe, Tugend und Frömmigkeit“ (S. 150). Mit einem so konzipierten Ideengehalt ging Gerss' Zielsetzung einher, ein belehrendes Werk für die masurische Bevölkerung zu verfassen, in der Art etwa, wie es Sienkiewicz tat, nämlich, „um die Gemüter seiner Landsleute zu stärken“.

Prof. Grzegorz Jasiński von der Ermländisch-Masurischen Universität fasste den Ansatz zur Neuauflage des Buches von Marcin Gerss in seiner Rezension folgendermaßen fest: „Gerss erkannte die kulturträchtige Rolle der deutschen Sprache an, lehnte allerdings die Bedeutung des Polnischen nicht ab, obwohl er die unter geordnete Rollenstellung dieser Sprache eingesehen hatte. Er legte besonders viel Wert auf die ‚theologische‘ Bedeutung der polnischen Sprache und sah darin ein Mittel zur Verbreitung von Bildung unter jenem Anteil der masurischen Bevölkerung, die des Deutschen nicht mächtig war. Von diesem Gesichtspunkt her verlangte er keine Gleichberechtigung beider Sprachen. Dennoch vertrat er die Ansicht, dass man die Reichweite der polnischen Sprache künftig nichteinschränken soll“.



**Dr. Stefan Pioskowik präsentiert aktuell
seinen diesjährigen rund 600-seitigen
Gedichtband „Oberschlesische Poesie“.**

**Der Gedichtband ist digital als pdf-Datei in der Schlesischen Digitalen
Bibliothek in Kattowitz .**

Dr. Stefan Pioskowik schreibt über sein Buch.

Wer im Bereich des Oderstrandes geboren worden ist, entdeckt früher oder später die Eigenart dieses Landes und des eigenen Ichs. Meine Feststellung ist sicherlich nicht neu, jede Generation der Oberschlesier wurde damit konfrontiert und hat zu dieser Eigenart immer wieder etwas Neues beigetragen und sie weiterentwickelt und gestaltet.

Diese Entwicklung begann mit der Industrialisierung Oberschlesiens, die diesem Land seine Prägung gegeben und einen neuen Typus des Oberschlesiers erschaffen hat. Die einheimische ober-schlesische Bevölkerung konnte und musste sich mit der fortschreitenden zivilisatorischen Entwicklung ihrer Heimat verbrüdern. Es war ein Prozess, der zu unvermeidlichen Veränderungen in jedem Lebensbereich dieses Volkes geführt hat.

Die alten ober-schlesischen Städte wie Gleiwitz, Beuthen oder Tarnowitz mussten nicht erst aus dem Boden gestampft werden, aber durch Zink, Eisen und Kohle entstanden Emporkömmlinge wie Kattowitz und Königshütte. Um diese neuen Zentren des pulsierenden Lebens gruppierten sich im Schatten der Fördertürme und der Schlote kleinere Industriegemeinden.

Es wuchs in Oberschlesien ein Industrieviertel, das sich fast mit dem Ruhrgebiet messen konnte. Auf der Suche nach Arbeit, nach einem besseren Leben kamen zu uns Menschen aus den benachbarten Gebieten. Es kam zu einem Schmelztiegel von Sprachen und Kulturen, dessen Endprodukt der fleißige und arbeitsame Oberschlesier war, der bis heute diese Eigenschaften verkörpert. Neben den Stätten der Arbeit mussten hier auch Orte des Glaubens

gebaut werden, denn die oberschlesische Bevölkerung war von tiefer Frömmigkeit. Die Mehrheit der Oberschlesier besuchte die katholischen Kirchen, ein kleinerer Teil die evangelischen Gotteshäuser oder die Synagogen. In Oberschlesien galt immer das *ora et labora*.

Oberschlesien war immer mehr als nur sein Industriegebiet. Die Oder fließt nicht durch Kattowitz, sie fließt durch Ratibor und Oppeln, und sie verleiht der Landschaft rechts und links ihrer Ufer ein ländliches Flair.

Oberschlesisch sind auch die bergigen Beskiden und die ausgedehnten Wälder um Lublinitz. Oberschlesien ist ebenfalls eine alte historische Region mit vielen Gesichtern, auf die wir stolz sein können.

Wir dürfen diese Heimat aber nicht nur von außen entdecken, sondern wir müssen sie mit unserer Seele suchen.

In einem Gedicht formuliere ich dieses so:

*Mein Oberschlesien ist geheim
Man muss finden seinen Reim
In allen hiesigen Sprachen
Die es so heimisch machen
Dank ihnen entstanden Legenden
Von arbeitsamen Köpfen und Händen
Die das Geheimnis mit sich ins Grab nahmen
Eine Ahnengalerie mit oberschlesischen Namen
Dieses Land ist abgründig
Es hat für uns etwas übrig
Wenn wir uns zu ihm bekennen
Uns einfach Oberschlesier nennen*

Ich verorte meine oberschlesischen Gedichte bereits in der postindustriellen Epoche meiner Heimat, in der Zeit der Globalisierung, die durch die weltweite kulturelle Einebnung paradoxerweise zur Suche nach der persönlichen Identität anspornt. Hoffentlich ist das auch bei den Menschen in Oberschlesien so, denn solange wir uns – in allen Sprachen unserer Region – als Oberschlesier bezeichnen, so lange wird es ein lebendiges Oberschlesien geben.

Wie ist es um die oberschlesische Identität heute bestellt? Darauf muss jeder seine eigene Antwort finden. Ich versuche das, indem ich meine oberschlesischen Gedichte schreibe. Als Soziologe entdeckte ich in unserer eigentlich immer noch ein bisschen heilen oberschlesischen Welt jedoch ein Problem: *„Oberschlesien hat aber binnen 100 Jahren zu viel von seiner Identität eingebüßt, weil es auf verschiedene Art und Weise zu viele Oberschlesier verloren hat. Der übrig gebliebene Rest der Oberschlesier schaut ratlos auf den Haufen der zerbrochenen Bilder der oberschlesischen Identität.“*

Text: Dr. Stefan Pioskowik

SILESIA NEWS

**Informationsblog der Kulturreferate für Schlesien und Oberschlesien
24.06.2020**

Vorwort

Dieser obige Begriff bedeutet etwas, was man vor den eigentlichen Worten sagen will, eine Einführung in den Inhalt eines Buches oder einer Schrift. Bis jetzt habe ich drei Vorworte zu meinen bisherigen Gedichtbänden geschrieben.

In ihnen habe ich, meiner Meinung nach, einerseits ziemlich kurz und bündig, andererseits genügend ausführlich meine Beweggründe für das Schreiben der Gedichte dargestellt. Ich habe nicht vor, mich hier zu wiederholen.

Dieses Vorwort ist aber etwas anders, denn mich begleitet das Gefühl, eigentlich ein Nachwort zu schreiben.

Sätze, die nicht für einen Beginn, sondern für ein Ende stehen. Wenn es so wäre, dann hätte mein poetischer Schwanengesang viele Namen.

Neben den Gedichten in deutscher Sprache enthält dieser ober-schlesische Gedichtband auch dichterische Strophen in polnischer Sprache.

In einigen Gedichten gibt es Hinweise auf den Zeitpunkt ihres Entstehens, was einen zeitlichen Überblick über den ganzen Band ermöglicht. Als Titel dienen, wie es schon das letzte Mal der Fall war, die ersten Zeilen der Gedichte.

Myslowitz, im Frühling 2020

Dr. Stefan Pioskowik

Unsere Zeit die uns zur Verfügung steht

Unsere Zeit die uns zur Verfügung steht
Mit jedem Tag des Lebens schneller vergeht
Sie nimmt keine Rücksicht auf unsere Ziele
Auf der Strecke blieben schon enorm viele

Die Zeit hört auf zu laufen
Sie lässt sich von niemandem kaufen
Neue Bestzeiten werden gemessen
Abgelaufene Zeit ist vergessen

Unsere Zeit hat ihre eigene Quelle
Von dort fließt sie wie eine Welle
Es gibt kürzere und längere Flüsse
Die Zeit hat keine Gewissensbisse

Die Welt ändert sich unentwegt

Die Welt ändert sich unentwegt
Der Mensch schneller sich bewegt
Um seine Lebensziele zu erreichen
Die können ihm rasch entweichen

Die Welt hilft ihm sie zu definieren
Er muss nicht zu viel Zeit verlieren
Es defilieren vor ihm ständig neue tolle Sachen
Nur sie sind imstande ihn glücklich zu machen

Man trennt sich schnell von alten Gegenständen
Kein Platz mehr für sie in unseren vier Wänden
Sowohl für Partner als auch für Handy
Ein neues Smartphone eine neue Mandy

Kleines Vaterland

Kleines Vaterland
Oberschlesisches Land
So wirst du auch genannt
Heimat ist damit gemeint

Aus deiner Asche bin ich entstanden
Ich hoffe du wirst mich nicht beanstanden
Du wirst von mir geliebt und kritisiert
Ich habe dich als Lebensziel anvisiert

Nimm bitte das was ich dir geben kann
Als ein einfacher Oberschlesienmann
Ist meine Zeit um auf heimatlicher Erden
Zu deiner Asche werde ich wieder werden

„Oberschlesische Poesie“

als eine PDF-Datei in der Schlesischen Digitalen Bibliothek in Katowitz unter: <https://www.sbc.org.pl/dlibra/publication/448016/edition/420349?language=de> zugänglich ist.

Wiedersehen mit Kalischken

Von Arno Surminski

Dreißig Jahre später.

Es wird nun langsam Zeit, nach Hause zu fahren. Mal sehen, ob das Kornche gut steht und der Kruschkenbaum Früchte trägt, ob die Klapperstörche wie früher in den Teichwiesen nach Poggen jagen und die Kornraume über die Felder geht. Zeit, ein bißchen in der Ecke zu weinen, in der die Oma die Wiege geschuckelt hat. Auch eine Tüte Erde mitbringen, um damit westfälische oder holsteinische Geranientöpfe zu füllen. Das alles läßt sich machen nach dreißig Jahren.

„Halt an, jungche“, sagte Opa Blaschke, „jetzt sind wir in Ostpreußen.“

Das war so in der Gegend von Elbing, noch weit von Kalischken entfernt. Heinz lenkte das Auto an den Straßenrand und schaltete den Motor ab. Mal sehen, was der Alte vorhat. Heinz war der Enkel des Opa Blaschke. Hatte bei Siemens Elektrotechnik gelernt und verdiente schon ordentlich. Seit dem letzten Sommer gehörte ihm das Auto, so ein glänzender Käfer. Opa Blaschke hatte von seiner Rente ein paar Tausender dazugegeben.

„Aber dafür mußt du mich nach Kalischken fahren, jungche“, hatte er gesagt.

Also gut, nun fahren sie nach Kalischken. Für seinen Opa war das

eine aufregende Fahrt.

Der machte einen Zauber um Kalischken, als sei es der wundervollste Flecken der Erde. Der wollte vor dem Sterben noch einmal nach dem Rechten sehen. Wollte irgendwelche Geheimnisse lüften, etwas suchen, das er in Kalischken verloren hatte.

Na, was ist schon zu finden in so einem verschlafenen Nest an der russischen Grenze?

Opa Blaschke fummelte an dem neumodischen Sicherheitsgurt herum, brauchte ein bißchen Zeit, bis seine Füße Ostpreußen betreten konnten.

„Am Regen sieht es nicht besser aus als bei uns an der Wesermündung“, sagte Heinz.

„Wo denkst du hin, Jungche?“ Opa Blaschke blickte durch die Regenschwaden hindurch, blickte dreißig Jahre rückwärts, sah sich und seine Anna bei der Heuernte auf den Teichwiesen von Kalischken, sah auch einen schönen Sonnenuntergang im Juni ... während die Tropfen auf das Autodach pladderten.

„Mach‘ den Dudelkasten aus, Jungche.“ Heinz würgte die Musik ab, steckte eine Zigarette an und stippte Asche aus dem Fenster auf die ostpreußische Erde. Barhäuptig stand der Alte auf der Landstraße, lauschte dem Lerchengetriller und wollte den ersten ostpreußischen Kuckuck hören. Aber wirklich, bei Regen ist das mischt, verdirbt die ganze Stimmung.

Als sie Kalischken erreichten, regnete es nicht mehr. Während Heinz mit dem Fotoapparat herumlief, um Kalischken von unten

und oben, von vorn und hinten zu knipsen, kam Opa Blaschke nicht von der Stelle.

Der stand auf dem hundert Jahre alten Kopfsteinpflaster und hatte Wasser in den Augen. Na ja, mit alten Menschen ist das so, dachte der Elektrotechniker von Siemens. Er ließ seinem Opa Zeit, sich an Kalischken zu gewöhnen.

Sie fuhren auf das zu, was Opa Blaschkes Hof gewesen war. Fünfundsiebzig Morgen Land, vom fruchtbarsten, wie man sich denken kann. Dazu ein bißchen Wald, an die fünfundzwanzig Kühe – und was für Biester, dick wie die Drangtonnen – acht Pferde im Stall, einen Garten voller Schweine. Opa Blaschke zählte alles auf.

Sie fuhren langsam, um die Enten und Gänse an der Auffahrt nicht zu verjagen. Der Hofhund schlug an, machte ein gehöriges Spektakel, als er den glänzenden Käfer auf sich zurollen sah.

Zwei Kinder, die im Matsch gespielt hatten, rannten ins Haus, sahen so aus, wie man sich polnische Kinder vorstellt: barfuß, blond, nicht gerade reinlich, den Patschlöchern auf dem Hof angemessen.

Eine Frau trat in die Tür. Gummistiefel an den Füßen. Eine Schürze um den Leib, so ein Stück Kodder, wie man es in Kalischken zum Schweinefuttern und Kühemelken umbindet.

Stand scheu auf der Schwelle, während die blonden Köpfe an der schmutzigen Schürze vorbeilugten. Der Hund bellte immer noch,

riß an der Kette, als wären sie Diebe oder Einbrecher.

Eines der Kinder lief über den Hof zu den Stallungen, wollte wohl den Papa holen. Im Garten wühlte eine alte Oma im Gemüse; ein größeres Mädchen half ihr beim jäten.

Opa Blaschke hatte wieder Schwierigkeiten mit dem Sicherheitsgurt. Endlich stand er draußen, stand auf seinem Hofpflaster, hatte sein Haus zum Greifen nahe. Er nickte der Frau zu, versuchte ein freundliches Gesicht zu machen (die sollen wissen, daß man keine bösen Absichten hat!). Glaubte, eine Erklärung schuldig zu sein, warum er mit einem so blitzblanken Auto auf diesen dreckigen Hof gefahren kam. Und so entfuhr ihm der Satz: „Das ist mein Hof.“ Er machte eine Handbewegung, die Ställe, Haus und Garten, auch das ganze Ackerland hinter dem Feldweg einschloß.

„Wie kannst du das sagen, Opa?“ mischte sich Heinz ein. „Wenn du so anfängst, lassen die dich nicht ins Haus.“ Das Mädchen aus dem Garten schaute über die Johannisbeersträucher. Sieht niedlich aus, dachte Heinz und wunderte sich, daß ihn die nackten Füße, das von der Gartenarbeit beschmutzte Kleid und die von keinem Haarfestiger je berührten wirren Haare nicht störten. Eine richtige unverfärbte Naturschönheit. „Goschia!“, rief die Frau.

Da kam das große Mädchen aus dem Garten, ging barfuß mit gesenktem Kopf an ihnen vorüber. Goschia sprach ein wenig deutsch. Von der Schule her. Sie hatte schon Deutschland besucht: zwei Wochen Ferienlager gleich hinter Frankfurt an der Oder.

Heinz holte zwei Tafeln Schokolade aus dem Handschuhfach, ging damit auf die Kinder zu. Erst einmal die Kinder gewinnen. Die blickten fragend an den Gummistiefeln hoch. Als die Frau nickte, griffen sie zu.

„Ihr müßt danke sagen“, versuchte sich Goschia in deutsch. Aber bevor die Kleinen zum Danke sagen kamen, erschien Stanislaus Mierek in der Stalltür. Ging bedächtig, ein Forke auf der Schulter, dem Besuch entgegen.

Ja, er konnte sich schon denken, was das für Leute waren. Da kamen jetzt öfter welche aus dem Westen nach Kalischken. Wollten alte Strohdachhäuser zum letzten mal sehen, bevor sie starben. Stanislaus Mierek konnte die Menschen gut verstehen, hatte auch ein altes Strohdachhaus weit östlich des San, wollte es noch einmal sehen, bevor er starb.

Opa Blaschke sprach ein wenig polnisch, Stanislaus Mierek verstand ein paar Worte deutsch ... das hatten die Zeiten so mitgebracht.

Der Mann machte eine einladende Geste. Sollte wohl heißen: das Haus steht dir offen, Opa Blaschke.

Die Kinder wichen scheu zur Seite. Goschia lief voraus und öffnete die Türen. Opa Blaschke berührte den Türpfosten – seit dreißig Jahren ohne Farbe! –, aber immerhin sein Türpfosten. Ein paar Katzen flüchteten durch die Hintertür. In der guten Stube flimmerte das Fernsehen.

Nein, so mit Television hatte sich Opa Blaschke seine gute Stube nicht vorgestellt.

Platz nehmen. Die Beine ausstrecken. Bequem machen. Freundlichkeit. Goschia stand an der Tür, um bei sprachlichen Verwicklungen auszuhelfen, aber die beiden Alten kamen gut zurecht. Wenn sie nicht verstanden, lachten sie. Das half, das überbrückte. Die Kinder tauchten wieder auf, nun mit saubereren Kleidern, das Mädchen mit einer roten Schleife im Haar. Sie standen neben Goschia und knabberten an der mitgebrachten Schokolade.

Die Frau trug Brot in die gute Stube, auch Rauchwurst und eine fast leere Flasche Wodka.

Als Opa Blaschke die Buddel sah, ging er zum Auto und holte seinen Klaren, Fürst-Bismark-Korn aus dem Westen. Schenkte die Flasche Stanislaus Mierek, der sich ehrlich freute. Er betrachtete aufmerksam das Etikett, hatte weit entfernt schon mal von einem Menschen namens Bismarck gehört. Ob sie im Westen auch Adolf-Hitler-Korn haben, wollte Stanislaus Mierek wissen. Nein, haben wir nicht.

Sie aßen und tranken. Vor dem Fenster schnatterten die Gänse. Das Jungvieh blökte hinter dem Gartenzaun. Die Schwalben flogen mit bemerkenswerter Beharrlichkeit durch das Küchenfenster zu ihrem Nest im geräumigen Flur. Die Kinder saßen auf Opa Blaschkes Schoß und lernten deutsch zählen: eins ... zwei ... drei ... Goschia huschte lautlos um den Tisch und schenkte Tee ein, wenn eine Tasse leer war.

„»Sie wird einmal nach Berlin fahren“, sagte Stanislaus Mierek. „Meine Goschia fährt nach Berlin!“

Dabei ließ er offen, welches Berlin er meinte. Vielleicht wußte er auch nicht, daß es zwei Berlin gibt. Die feinen Unterschiede brau-

chen lange, bis sie einen so fernen Winkel der Welt wie Kalischken erreichen.

Stanislaus Mierek lud den Besuch ein, länger zu bleiben. Ein paar Tage wenigstens. Die Frau richtete schon das Schlafzimmer her. Sie und Stanislaus würden auf dem Heuboden schlafen, in der warmen Jahreszeit machte das keine Umstände.

Für ein Stundchen konnte Opa Blaschke sich freimachen. Er wollte allein sein. Während der Junge am Auto herumpuschelte, ging er über den Hof (an der Stalltür hingen noch seine verrosteten Hufeisen), wanderte durch den Garten (Pflaumenbäume, nichts als Pflaumenbäume, alle nach dem Krieg gepflanzt) und erreichte die Stelle, an der die Scheune mit dem Storchennest gestanden hatte (die zusammengebrochenen Reste waren in einem kalten Winter verheizt worden).

Lange blieb er hinter dem Stall stehen. Der Komposthaufen lag noch an der gleichen Stelle, an der er ihn vor dreißig Jahren zurückgelassen hatte. Opa Blaschke maß fünf Schritte vom Stallgiebel geradeaus, dann drei Schritte rechts. Da mußte es sein. Er markierte die Stelle mit einem Stock, den er ins Erdreich trieb.

Und dann die Felder. Der Weg zu den Wiesen fast zugewachsen, die Weidenbäume – nun schon dreißig Jahre älter – morsch und hohl. Im Vorbeigehen riß er Disteln aus seinem Hafer, wie er es immer getan hatte, wenn er über die Felder gegangen war. Er freute sich über das kniehohes Gras auf den Wiesen, das bald

gemäht werden mußte.

Während Opa Blaschke die Erde von Kalischken ausmaß, Bäume, Büsche, Zäune und Gräben begutachtete, kratzte Heinz mit dem Schwamm die Mücken vom Autolack. Ab und zu blickte er über den Gartenzaun zu Goschia, die für das Abendbrot Frühkartoffeln ausbuddelte. Die beiden Kleinen lagen auf den Knien und sammelten die Kartoffeln in einen Korb. Sie waren schon wieder dreckig, die Gesichter, wobei schwer zu unterscheiden war, ob das von der Schokolade oder der Kartoffelerde kam.

Stanislaus Mierek kehrte vom Teich zurück. Er hatte ein paar Karauschen gefangen, und an der Angel hing ein Hecht, fast einen Meter lang. Das alles wurde von der Frau gebraten und mit Fürst-Bismarck-Korn und Wodka und Bratkartoffeln verrührt. Es gab einen richtig gemütlichen ostpreußischen Abend, wenn nur nicht der dämliche Fernseher in der guten Stube vor sich hin geflimmert hätte. Sender Warschau zeigte einen heroischen Film über die Verteidigung der Westernplatte im September 39. Stanislaus Mierek schämte sich ein bißchen für Sender Warschau, weil die Deutschen in dem Film schlecht wegkamen. Wo er gerade Besuch aus Deutschland hatte.

Das war eine Nacht! Heinz schnarchte wie ein Ratz; für den war das hier nichts anderes als ein notdürftiges Urlaubsquartier in Dänemark oder Spanien.

Aber Opa Blaschke! Nein, nicht zum Einschlafen, diese Nacht.

Er stand auf, als der Mond über dem Teich von Kalischken hing.

Setzte sich vor die Tür. Sah dem Mond zu. Freundete sich mit dem Hofhund an. Hörte die Fische im Teichspringen. Weit entfernt an der Schleuse gluckerte das Wasser.

Als er gewiß war, daß außer ihm alle schliefen, holte er den kleinen Spaten aus dem Auto, den der Junge mitgenommen hatte wegen der ostpreußischen Matsch- und Sommerwege. Damit steuerte er auf den alten Komposthaufen hinter dem Stall zu.

Nahm noch einmal Maß. Fing an zu graben.

Grub vor sich hin, bis der Mond unterging und er die Taschenlampe zur Hilfe nehmen mußte. Als er einen Meter tief gegraben hatte, stieß sein Spaten auf Widerstand.

Kein Zweifel, das war Holz. Er buddelte noch ein bißchen, bis die alte, morsche Kiste deutlich zu erkennen war.

Als er sie mit Mühe aus dem Erdreich gehoben hatte, gab das Holz nach. Es klirrte und schepperte in Opa Blaschkes Kiste.

Und dann lag es vor ihm, das Silber der Familie Blaschke. Mit Grünspan überzogen natürlich, stumpf und unansehnlich geworden. Nach dreißig Jahren ist nicht mehr viel zu erwarten.

Da werden wir ordentlich putzen müssen, um das wieder blank zu kriegen. Otto Blaschke beugte sich über sein Silber, betrachtete jedes Stück im Schein der Taschenlampe.

„Na, hast du was gefunden?“ fragte plötzlich die Stimme von Stanislaus Mierek.

Opa Blaschke sah den freundlichen, kleinen Polen an der Stallwand stehen.

„Ich hoffe, du verstehst mich“, murmelte er entschuldigend. „Damals, als hier alles drunter und drüber ging, haben wir die Kiste vergraben ... War wohl im Januar 45 ... Wollten sie später wieder abholen, aber du weißt ja, wie alles gekommen ist.“

Stanislaus Mierek half mit, das Silber ins Haus zu tragen, die Messer, Gabeln und Teelöffel, einen Tortenheber, eine Zuckerzange, eine Schale und weiteren silbrigen Krimskrams, den die Generationen der Blaschkes in Kalischken zusammengetragen hatten: Taufgeschenke, Konfirmationsgeschenke, Hochzeitsgeschenke. Das lag nun auf dem Küchentisch, und die beiden Männer saßen sich gegenüber und starrten die verschimmelte Herrlichkeit an.

„Das schenke ich deiner Frau“, brach Opa Blaschke das Schweigen.

Stanislaus Mierek schüttelte den Kopf.

„Ich werde dir etwas schenken“, sagte er laut. Er begann, im Silber zu wühlen, brachte einen Wandteller zum Vorschein, das Tannenbergdenkmal in Silber. Das sollte Opa Blaschke mitbekommen als Erinnerung an Kalischken.

So war das also. Stanislaus Mierek betrachtete das verschmutzte Silber als sein Eigentum, gefunden auf seinem Grundstück, hinter seinem Komposthaufen.

„Aber ich habe das hier vergraben“, behauptete Opa Blaschke. „Da steht mein Name.“

Er hielt Stanislaus Mierek einen Teller unter die Nase, auf dem

eingraviert stand: Otto Blaschke, Schützenkönig von Kalischken, September 1933.

Es machte auf Stanislaus Mierek keinen Eindruck. Da kann jeder kommen nach dreißig Jahren und sagen: ich habe etwas vergraben bei dir und werde es ausbuddeln und mitnehmen in ein fernes Land.

Dieser Hof gehörte ihm, Stanislaus Mierek. Und die Äcker dazu. Und der Komposthaufen mit allem, was drauf und drunter ist. Es traf seine Ehre, daß er das alles, na sagen wir mal nur geliehen haben sollte, auf Abruf behalten durfte, bis der rechtmäßige Eigentümer heimkehrte.

Es ging nicht gut aus. Mitten in der Nacht begannen sie zu streiten um den Grünsplan. Bis alle wach waren, sogar die Kinder weinten. Stanislaus Mierek sagte, er werde die Miliz holen, sofort am frühen Morgen. Und Opa Blaschke dachte, das sei nicht einmal das Schlechteste. Die Polizei wird ihm zu seinem Recht verhelfen, denn dazu ist die Polizei da, in allen Ländern.

Am nächsten Tag war schönes Wetter in Kalischken, aber die beiden Männer gingen sich aus dem Wege.

Opa Blaschke sprach von Abreise, Stanislaus Mierek schippte die Kuhle hinter seinem Komposthaufen zu.

Der Elektrotechniker von Siemens schlenderte durch Ställe und Gärten, hielt sich immer dort auf, wo Goschia gerade Schweine fütterte, Kälber tränkte, Wasser pumpte oder Suppenkraut pflückte.

Beim Mittagessen brachten Goschia und Heinz die beiden Alten zusammen.

„Warum wollt ihr euch um das dämliche Silber streiten?“ sagte Heinz. „Man kann es doch teilen.“

Goschia schlug vor, Messer, Gabel und Löffel in Polen zu lassen. Die persönlichen Erinnerungsstücke wie Tannenbergschale, der 1. Preis vom Schützenfest, auch ein Pferdekopf aus Silber mit den Namen Anna und Otto und dem Datum 3. Juni 1924 sollten auf die Reise nach Deutschland gehen.

Ja, da läßt sich drüber reden. Man kann auch ein Kornche drauf trinken und einen Wodka und dabei die aufgewärmten Reste des gebratenen Hechts essen.

Sie waren sich einig, wollten gerade mit der Verteilung beginnen, als die Uniformierten in der Tür standen. Zwei Mann von der Miliz.

Die machten ein feierliches Gesicht, und der Anführer sprach etwas, das Goschia so übersetzte: „Alle Schätze, die in der Erde Polens gefunden werden, gehören dem polnischen Volk!“

Im Namen des polnischen Volks beschlagnahmte der alles, was auf Stanislaus Miereks Küchentisch lag, einschließlich Grünspan, Komposterde und moderigen Holzsplittern.

Es half nichts, daß Stanislaus Mierek zu toben anfing. Auch Opa Blaschke suchte nach Einwänden. Wie nun, wenn das hier gar

nicht die Erde Polens wäre, sondern die Erde des Otto Blaschke oder des Stanislaus Mierek?

Nein, das zählte nicht!

Die kratzten die Schätze vom Tisch, schütteten das Silber in einen mitgebrachten Sack (einen ganz gewöhnlichen Kartoffelsack!), um es dem polnischen Volk zu bringen. Da ging er hin, der Silberteller vom Schützenfest in Kalischken Anno 33.

Das Volk hatte ihn. Für immer. Glückliches Volk.

Als sie gegangen waren, setzten sich die beiden Männer an den leeren Tisch. Stanislaus Mierek entschuldigte sich für seine rabiaten Polizisten. Man hätte sie aus dem Spiel lassen sollen.

„Alles kaputt“, grinste er und machte eine Handbewegung, als käme es auf das bißchen Silber nun auch nicht mehr an.

„Ist gut, ist gut“, murmelte Opa Blaschke. „Es war ja nur wegen der Erinnerungen.“

In ein paar Tagen werden sie Kalischken verlassen. Goschia wird das Federvieh von der Auffahrt scheuchen, damit das Auto ohne Schaden die Pflasterstraße erreichen kann.

Stanislaus Mierek wird zum Abschied sagen: „Ich werde meine Goschia nach Berlin schicken!“ In irgendein Berlin.

Sie werden unten an der Auffahrt stehen. Der Hund wird wie verrückt bellen. Goschia und die beiden Kleinen werden winken.

Opa Blaschke wird sein Taschentuch aus dem Autofenster hängen. Heinz wird in den Rückspiegel starren, wird fast in den Graben fahren, weil er von dem Rückspiegel nicht lassen kann.

Wenn sie das Dorfpflaster von Kalischken hinter sich haben, wenn das Auto unter den schattigen Bäumen der Chaussee fährt und Heinz den Dudelkasten einschaltet, um Jazzmusik von Radio Warschau zu hören, dann wird Opa Blaschke sagen: „Lass‘ uns man nach Hause fahren, jungche!“

Arno Surminski:

„Aus dem Nest gefallen. Geschichten aus Kalischken“

In diesem Heft

- 3 E I N L A D U N G zu einem Vortrag: „Auf dem Weg zu einer europäischen Zivilgesellschaft“ in Sorkwity
- 4 Jugendliche aus Oberschlesien unterstützen Restaurierung vor dem Vergessen bewahren
- 7 „Gudnick im historischen Barten“
Von Maria Grygo
- 13 Zbigniew Chojnowskis literaturkritische Ausgabe von Marcin Gerss` Roman „Jest Bóg!“ (Es gibt Gott)
- 19 „Oberschlesische Poesie“
Von Stefan Pioskowik
- 27 Wiedersehen mit Kalischken
Von Arno Surminski

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,

Ewa Dulna, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Gudnick im historischen Barten. Die Kirche in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet wurde. Im Inneren der Kirche ziehen zwei Altäre die Aufmerksamkeit auf sich. Der erste davon ist früher Barock aus dem Jahr 1626, der zweite Altar befindet sich an der Stelle, wo einst die Kanzel aufgestellt war. Es ist ein Seitenaltar, der auch Schönstatt-Altar genannt wird. S.7

Foto: Maria und Krzysztof Grygo



Das Dorf Salesker Strand (Zalesin) existiert heute nicht mehr, heute zeugen nur noch wenige Fundamente der Häuser und eben der alte evangelische Friedhof. Der Friedhof im Jahr 2004 von lokalen Hobbyhistorikern und den Mitgliedern des Stolpmünder Historischen Vereins „Adler“ Usteckie wieder sichtbar gemacht wurde und ein Obelisk mit Inschriften in polnischer, deutscher und schwedischer Sprache mit der Aufschrift "Unseren Vorfahren" wurde errichtet. S. 4

Foto:<https://forum.eksploracja.pl/>